

Ein Feld im Bauernkittel.

Erzählung von Ludwig Blumde.

Es war an einem lauen März- tage des Jahres 1848. Ueber der Schleswig'schen Heide trillerten die Berge ihre Jubelstöße, und auf den Wiesen leuchtete das erste zarte Grün mit heller Hoffnungsfarbe der Frühlenden Lenzesonne entgegen.

In dem sonst so stillen Flecken A. herrschte ein Trübel, wie er beim Fahrmarkt nicht größer zu sein pflegte. — Jochende Knaben durchzogen mit Knaben von blau-roth-weißem Tuch, den schleswig-holsteinischen Landesfarben, die ganze Heide nicht öffentlich gesehen, durch die Straßen, jangen Spottlieder auf die dänischen Unterdrücker und fühlten sich heute als Herren der Welt. — Runge Burschen, mit bunten Wänden und Sträußen geschmückt, standen vor dem Amtshause, wo sie zur Fahne angeordnet, und jangen von heiliger Begeisterung, patriotische Lieder. Jung und Alt untrügte sie, beklammerte sie und verheerliche sie.

Aber da etwas abseits stand eine Gruppe älterer Männer mit ernsten Miene. — Es waren schlichte Bauernleute mit Holzschuhen und groben, blauen Haulackmänteln. Die Pfeife in den Mundwinkel schiebend, sagte der eine von ihnen: „Wenn es nun nicht glückt, was dann? Ich traue unsren Bundesgenossen nicht.“ Die anderen nickten stumm mit ihren grauen Köpfen. — Doch die kampfeslustigen Jünglinge konnten zu dieser erhebenden Stunde keine Bedenken.

Ihren schien der Sieg der gerechten Sache zweifellos. Darum zogen sie mit Jubel und klingendem Getöse vom Flecken hinaus, um nach Rendsburg zu marschieren, wo sie in die verschiedenen Truppenheile der neu-gegründeten schleswig-holsteinischen Armee vertheilt werden sollten.

Ein Mann von riefenhafter Figur mit wallendem, blondem Vollbart und ein paar großen, funkelnden, blauen Augen, drängte sich jetzt durch die gaffende Menge, um jedem der etwa vorübergehenden Returen noch einmal die Hand zum Abschied zu drücken. Er war der Lehrer Hansen, ein begeisteter Patriot, in dessen Schule sie alle gegangen und von dem sie zu treuer Vaterlandsliebe erzogen waren.

Vor einem etwas abseits, mitten auf der dünnen Heide gelegenen Strohdachhause stand in diesem Augenblick ein junger, kräftiger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren und schaute den ehemaligen Schulamter- wehmüthig nach, während ihm die hellen Thränen über das braune, männlich schöne Antlitz flossen. Er durfte nicht mit ihnen ziehen, trotzdem unter seinem großen Kettel ein treudeutsches, tapferes Soldatenherz schlief. Ihn konnte man nicht brauchen, weil er ein Krüppel, obwohl er stark und gesund wie ein Stachbaum aussah. Aber es stimmte, der linke Arm hatte einmal, wie er als Knabe gelegentlich eines großen Brandes vom Dache gestürzt, einen dauernden Schaden erlitten, jedoch er ihn nicht frei bewegen und nur wenig mit demselben leisten konnte. — Er hatte damals ein kleines Mägdelein, die Tochter des Lehrers Hansen, aus dem Flammen gerettet, als tapferer Mann, er es für unmöglich hielt, durch das Flammenmeer zu dringen und in die brennende Dachstammer zu gelangen, in welcher die Karren schlief.

„Ah, vielleicht würde er trotz des Fehlers, da man dringend Soldaten brauchte, bei der Armee irgend welche Verwendung gefunden haben, wenn er sich ernstlich darum bemüht hätte! Vielleicht hätte er ebenso zu Ehren und Auszeichnungen gelangen können, wie damals Anno 13 ein Bruder seines Vaters, der die Freiheitskriege mitgemacht, obwohl er auf einem Auge blind war. — Aber es hielt ihn noch ein anderer und kräftigerer Grund davon ab — die kranken Eltern, die unmündigen Geschwister, die er ja doch nicht verlassen, wo die Noth ohnehin schon groß genug war bei den schweren Schulden, die zufolge mehrerer Mißernten auf dem Hofe lasteten. — Jens Holm war nicht nur ein guter Patriot, sondern auch ein edel- denkender Sohn. — Da sah der Vater sorgenvoll in seinem alten Adergesicht, gelähmt an beiden Füßen von einem Schlaganfall. Da wollte die arme Mutter, mehr tod als lebendig — sie litt an der Wasserflucht — im Hause umher, um wenigstens das Nothwendigste zu besorgen. Eine alte Magd verjah die Augenarbeit, und Jens arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend wie der einfache Knecht auf dem mageren Grund und Boden, den schon seine Ähnen mit saurem Schweiß bebaut, ohne Reichthümer erworben zu haben. — Nun aber, wo Kriegsgeschrei die Lande erfüllte, verlangten die harten Gläubiger, meist jüdische Bauern, wesentlich höhere Zinsen und hatten zum Theil sogar ihre Hypotheken bereits eingelöst.

Die Noth war also groß, und Jens suchte durch doppelten Fleiß, indem er auf dem großen Nachbarghof auch noch gelegentlich ausshalt, die drohende Gefahr von der väterlichen Erbschaft abzuwenden. Der Lehrer Hansen, Karens Vater, der ihm seine Bekantheit nicht ver- gessen und seit jenem Ereigniß täg- lich auf dem Heidehofe war, fand

ihm in allem mit Rath und That und oft mit süßem Trost zur Seite. Kar- en vergaß, die sich inzwischen zu einem schönen Jungmännlein mit goldblon- den Zöpfen und wunderbaren Blau- augen entwickelt, hatte in mancher schweren Stunde, als Jens beide El- tern krank darniederlag, auf dem Hofe gekniet und gewalltet, als wenn sie schon jetzt Herrin dort wäre. Doch sie es einmal werden möchte, war ihres Vatters Herzenswunsch und ihr höchstes Lebensziel. — Aber bis er dahin käme, darüber konnte noch manches Jährelein vergehen. Das wußte sie beide, und damit hatten sie sich längst abgefunden.

Auch heute Abend kam Hansen mit seiner Tochter auf den Heidehof. Er konnte sich wohl denken, was seinem ehemaligen Lieblingsknecht alles im Kopfe herumwirbelte nach dem Ereigniß des aufregenden Tages. „Lach nur, mein Junge,“ sagte er, „Jens seine mächtige Hand auf den blonden Krauskopf legend. „Du lämpst hier zuhause auch deinen ehr- lichen Kampf fürs Vaterland. Stehe nur fest auf deinem Posten, dann hast du deine Schuldigkeit hernach getan, wie jeder gute Soldat!“

Dann las er die neueste Zeitung vor und starrte mit dem alten Holm, der mit trübem Blick in die Zukunft schaute, wie es trankter Leute Art, über das, was da werden würde. Wie jene Krausköpfe da heute auf dem Marktplatz meinte auch er, daß für sie alle, die von Dänemark abhängig wa- ren, schlimme Zeiten kommen würden, wenn der Krieg unglücklich verlief. „Auch du kommst dann aus Amt und Brot, weil du dich viel zu sehr in die Politik hineingemischt!“ schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Ueber ein Jahr war seit dem Aus- bruch des Krieges verstrichen. Nach- dem der Kampf während eines länger- en Waffenstillstands geruht, verlin- dete jetzt, zu Anfang April des Jah- res 1849, gantziger Kanonendonner- lon der Ederfront der Nacht her, daß die beschauliche Ruhe der letzten Wo- chen ein jähes Ende genommen.

„Gibt ihr es schon gehört?“ Ein glänzender Sieg ist erschoten!“ rief der Lehrer Hansen mit funkelnden Augen, wie er heute Abend auf dem Heidehof erschien. „Eine schleswig-hol- steinische Batterie, bei der Peter Tost und Unteroffizier Michelsen stehen, hat das dänische Linienregiment „Christian VIII.“ in Brand geschossen. Die Freigatte „Gefion“ wurde erobert. Morgen wird es alle Welt erfahren! Jetzt hat die Knechtschaft ein Ende. Ha, unsere wackeren Jungen!“

Während der nächsten Tage wim- melte es von Soldaten aller möglichen Nationen und Waffengattungen der drei südlichen Heidegegend. — Einquartierung folgte auf Einquar- tierung. Die videren Holms gaben, was sie nur hatten, und dachten nicht an ihre eigene Noth.

Es würden ja nun bald bessere Zei- ten kommen. Am 13. April hatten Bayern und Sachsen die Duppeler Schenken genommen. Und nun kämpften schleswig-holsteinische unter Bonin bei Badersleben, um weiter nach Jütland hinein vorzudringen. — Jens konnte über Tag deutlich das Schießen hören und sah häufig dänische Soldaten vorübermarschieren. — Der Heidehof blieb heute Abend frei von Einquartierung, aber im nahen Flecken und in der ganzen Umgegend lag dänisches Militär, wie die loben- den Wackerer bereiteten.

Es war gegen zehn Uhr Abends. Der Regen rauschte plötzlich in Strö- men hernieder, das Feuer, das man ringsherum hatte leuchten sehen, ver- gah, und auf das laute, wilde Treiben des Tages folgte eine unheim- lich stille Nacht. Hansen war heute nicht herausgekommen, wohl, weil er sich zu Hause unentbehrlich fühlte.

Die alten Holms und Jens jün- gere Geschwister hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Er selber aber war noch auf und ging hinaus, um zu revidiren, ob im Stall alles in Ordnung. Der jüdische Arbeiter, den er zur Ausschleife auf einige Tage ge- dungen, hielt ihm wenig Vertrauen ein, darum hielt er es für nothwendig, selber die Augen überall zu haben. Alles war still, nur das eintönige Klatschen des Regens unterbrach die Ruhe der Nacht. „Aber was dort?“ Pferdegetrap- pel, gedämpfte Stimmen! — Hinter der Scheune erhebt sich der Gestalt eines Soldaten mit einer Fidehhaube auf dem Kopfe. „Ein schleswig-holsteinischer oder ein Preuß!“ denkt Hans und eilt auf den vorsichtig näher schleichenden Krieger zu. „Um des Himmelswillen, Lands- mann, Ihr waßt Euch hierher?“ — „Ich bin doch ein Bauer,“ antwortete der Krieger. „Alles ist hier frei.“

„Einem Vaterlande einen Dienst er- weisen sollst! Thue Deine Pflicht!“ „Sofort,“ ruft er aus. „Kommt, ich werde Euch führen!“ Der Offizier hatte den Kopf mit ein paar Lächeln umwidelt, durch das Blut hindurch stierte, wie Jens beim Sehen seiner Stall-Baterne wahrnahm. Auch trug er den rechten Arm in einer Binde. Mit schwacher, heiserer Stimme sprach er ein paar Worte, die wohl etwas wie ein Dank sein sollten, aber nicht zu verstehen waren.

„Also vorwärts!“ kommandirte der andere, in dem Jens jetzt einen Dra- gonerunteroffizier der schleswig-hol- steinischen Armee erkannte. „Es ist besser, wenn wir den Herrn Offizier tragen,“ sagte Jens, nach- dem er so eine kurze Strecke über die Heide hin langsam vorwärts geggan- gen war. „Nach meiner Berechnung werden wir bald auf eine Vorposten- linie von Verräthern werden. Wir sind uns beide starke Männer und werden den Herrn schon bequem transportiren.“

So geschah es denn auch. Der Braune aber drach, als hätte er er- kannt, daß er jetzt überführt, er- schöpft zusammen, sobald er sich sein Kopf entledigt fühlte. Vorsichtig ging es weiter, immer tiefer in die rauchschwarze Nacht hin- ein. Jens fand auch im Dunkeln den Weg, der nach seiner Meinung allein zum Ziel führen mußte. Und das war kein angenehmer Weg. Derselbe führte über ein weites Moor und konnte, zumal jetzt bei dem giehenden Regen, nur mit größter Mühe passirt werden.

„Noch eine Viertelstunde,“ raunte Jens jetzt dem anderen zu, „dann sind wir bei der Waldmühle, wo ganz ge- wöhnlich die Unsern liegen. Sollten sie nicht dort sein, so seid Ihr bei dem alten Müller in treuen Händen. Da findet Euch kein Däne.“ Gerade in diesem Augenblick tritt hinter einem Borsthaufen ein dänischer Hottel hervor und ruft sehr laut: „Halt! Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!“

Unglücklicherweise war gerade der Mond zwischen den schwarzen Wolken für ein paar Sekunden zum Vortheil gekommen und beleuchtete das Moor sehr genau, um die Gruppe dem wach- samen Auge des Soldaten nicht ent- gehen zu lassen. — Eine Sekunde machte man halt. Aber dann springt der Dragoon dem Posten mit einem wahren Löwenprunge an die Kehle, schlendert ihn zu Boden und schlägt ihn mit dem Kolben des Karabiners dem Schadel ein. Leiber hatte sich der Dänen Gewehr bei dem Sturz entlan- den, und der weithin schallende Schuß alarmirte sofort die ganze Volkentz.

„Jetzt gilt es!“ ruft Jens aus. Nun vorwärts, was wir können, immer vorwärts!“ Da ist es plötzlich hell ringsherum. Man hört lautes Rufen, Schüsse tra- gen, und ein paar Kugeln laufen hart an ihren Köpfen vorbei. — Da bligt es wieder auf, ganz in der Nähe! — Ein Krach, ein lauter Wehuf, der tapfere Unteroffizier bricht zusammen. — Eine Kugel ist ihm in den Rücken gedrungen. Da, nimmt Jens, nachdem er des wackeren Mannes Karabiner noch schnell ergriffen, den Rittmeister auf seinen Nacken und sucht mit wanken- den Knien weiter.

„Halt! Halt!“ schallt es ihm aber- mals entgegen. Er reißt den Karabiner an die Wade, ein Blig, ein Knall, und der Däne hindert ihn nicht mehr. „Man scheint auf falscher Fährte zu sein!“ ruft er jetzt, einen Augen- blick rastend, aus. — „Dort rechts führt eine breite Straße nach Westen. Auf der vermußten die Dänen und, denn dort hört man Stimmen und sieht auch Lichter.“

Wieder laßt ein Posten mit dem Gewehr im Anschlag auf und ruft leiser: „Halt, wer da!“ Aber ein deut- licher ist es. Man hat die Mühle er- reicht, man ist gerettet. „Ich werde es Ihnen gedenken, Sie treuer Mann,“ spricht der ver- wundete Offizier nun. „Nennen Sie mir noch einmal Ihren Namen, oder ich schreibe Sie mit denselben in das Nothbuch, das hier in meinem Rocke liegt.“ — Vorläufig kann ich Ihnen nur mit Worten danken. Sollte es Gottes Wille sein, daß ich nicht mehr in meine Heimath zurückkehren darf, so wird er es Ihnen vergelten.“

Mit diesen Worten war des Schwerverwundeten letzte Kraft ge- brochen, er fiel in eine tiefe Ohn- mach, und ein paar Kanoniere tru- gen ihn auf einer Bahre in die Mühle. Einige Offiziere schauten sich um Jens, fragten ihn nach seinem Na- men, sagten ihm viele schmeichelhafte Worte und luden ihn zu einem Glas- Weine in ihr Quartier. Doch, erst- lich und ob seiner Ehrenbezeugungen, lehnte der bescheidene Mann dankend ab und sagte: „Ich muß eilen, viel- leicht lebt der Unteroffizier noch, dem der Dant gebührt!“ Er erhielt einen Schuß in den Rücken und liegt auf der Heide.“

„Nun kamme das lichte Morgen- roth im Osten, und überall bligten Waffen, denn der Kampf begann von neuem. Bald trachtete es denn auch hier und dort, und weiße Rauchwolken flogen vom klaren Morgenhimmel empor. Da lag der tapfere Rittmeister am- röhelnd in seinem Blute, mit den Händen das rothgefärbte Gras aus- reichend, im weißen Todestampfe. Er erkannte Jens nicht mehr, wie derselbe sich jetzt über ihn beugte und ihm Wasser über die bleichen Lippen trau- fete. „Meine Briefstache und — den Verlobungsring — nimm an dich, daß die Feinde es nicht kriegen. Du wirst es ehlich abgeben, nicht wahr, Bruder?“ Weiter verstand Jens nichts. — Wenige Minuten später war der Soldat den schönen Tod fürs Vaterland gestorben.

In der Briefstache lag ein nicht vollendetes Brief an die Braut, auch eine Silhouette derselben, sowie eine Locke. — Alles wurde ihr gewissen- haft zugestellt. Jens hätte seine edle That am lieb- sten geheim gehalten, denn, wenn seine vielen Gläubiger, die alle dänisch ge- birt waren, davon hörten, so könnte das leicht verhängnißvoll für ihn werden. Leiber hatte aber der jüdische Arbeiter, dem er gleich nicht recht getraut, den Vorgang am Abend vom Stall aus beobachtet und dann am nächsten Morgen nichts Geringeres zu ihm geholt, als im Flecken seinen guten Freunden alles haartlein zu er- zählen.

Nur ausald ließen die Dänen Holm ihre Noth fühlen. Eine Hypo- thek nach der anderen wurde ihnen ge- kündigt, und die Noth wurde auf dem Heidehof von Tag zu Tage größer. Nur wenige Getreue mochten in dieser kritischen Zeit Farbe betennen, darum hielt es für Jens sehr schwer, Geld zu leihen. Schließlich gerieth er in die Krallen eines schleswiger Wucherers, der seine Nothlage gehörig auszunute und mit ihm ein Spiel trieb, wie das Raube mit der Maus, die sie als sichere Beute betrachtete.

Von dem getriebenen Offizier hörte man nichts mehr. Man mußte anneh- men, daß er, nachdem er infolge sei- ner Verwundung verabschiedet, in sei- ner Heimath gestorben sei. Der Friede war geschlossen; die schleswig-holsteinische Armee ergriffte nicht mehr, und die Hoffnung auf den schönen Morgen, der da einst ta- gen sollte, lebte nur noch in den Ge- müthern der Gläubigen, die ihr Ge- sell nicht an den Rand der Ver- zweiflung getrieben. Zu diesen zählte auch der Lehrer Hansen, der ohne lange Erklärung, wie der alte Holm es einst prophezeit, seines Amtes ent- schied worden war und nun bittere Noth litt. Vielen, vielen Beamten war es ähnlich wie ihm ergangen, auch dem Pastor des Kirchspiels. Ein Theil suchte im großen Deutschland sein Brot, die Mehrzahl aber schlug sich kümmerlich durch auf dem heim- lichen Boden.

Lehrer Hansen gab Klavierunter- richt und Privatstunden, hat Schrei- berdienste, arbeitete während der Ernte wie ein Tagelöhner und schaute sich vor seiner Handlung. Karren oder half mit Nähen und Sticken, Weben, Spinnen und Stricken fleißig dazu verdienen. — Der Hochzeitstag war jetzt in die nebelzarte Ferne gerückt. Draußen in der Waldmühle fanden regelmäßige Versammlungen der hof- fenden Patrioten statt, an Sonntag- abenden gewöhnlich. Da hielt denn Hansen begeisterte Reden und sprach den Bedrängten immer wieder Muth zu. Die Wesen des schleswig-hol- stein-Riedes lönten als ein erhebender Hoffungsang in aller Ohren und Herzen. Und alle glaubten:

„Gott ist stark auch in den Schwachen, Wenn sie gläubig ihm vertrau;“ „Wage nimmer, und dein Nachen Wird trotz Sturm den Hafen schau!“ Schleswig-Holstein Hammerverband! Gurre aus, mein Vaterland!“

Jens war heute auch dabei gewesen und hatte mit eingestimmt in diesen Song, trotzdem das Herz ihm so schwer und die Macht der Bergweis- lung ihm fast ganz überunden hatte. Schon in den nächsten Tagen sollte sein Scaadalf besiegelt sein. Er hatte Konturs angemeldet, und Mitte der Woche würde der Hof seiner Väter, die freie Stätte, die ihm wie jenen ein Heiligthum gewesen, bei der Substa- tion in des Wucherers Abraham Leoh Hände fallen.

Und was dann? — Wohin mit den kranken Eltern, den kleinen Ge- schwistern? — Das wußte er heute noch nicht. Hier, seine Freunde, Hansen, der Müller und die anderen, konnten ihm nicht helfen, denn sie besaßen alle nichts an Geld und Gut. Als er dann denselben Weges, den er in jener Nacht unter tausend Ge- fahren passirt, heute im hellen Voll- mondlicht heimwärts schritt, da war es ihm, als tauchten im Moor die beiden Gestalten, mit denen er damals hier getirt, wie Nebelbilder aus den Wasserläden empor und riefen ihm zu: „Was haben vergebens getampt! Armes Vaterland, du wirst niemals den schönen Morgen erleben! Aber wir haben alles für dich hingegeben, was wir besaßen. Und du, tapferer Genosse im schlichten Bauernkittel, tröste dich, auch du hast deine Hobe für das Vaterland geopfert.“

Ja hier lag Hans Sievers — das war des Dragoners Name — damals in seinem Blute. Jens ließen die hellen Thränen

über die braunen Wangen, er fiel auf die Kniee an dieser heiligen Stätte, und sein Herz schrie zu Gott: „Herr, laß uns nicht umsonst getirt haben!“

Als er eine Stunde später den Heidehof betrat, dem er nun bald für einen lebemohi sagen sollte, da trat ihm Karren, die am Abend gekommen war, um zu trösten und zu helfen, entgegen und überreichte ihm einen großen Brief mit einem Antistempel und einem blauen Stempel auf dem Umschlag. „Der ist gewiß von der Regierung,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Gutes wird nicht darin ste- hen, aber ich wollte ihn dir lieber heute als morgen geben. Der Brief- träger brachte ihn, da es dringend wäre, heute gegen Abend.“

„Das ist ja ein Testament!“ rief Jens aus, nachdem er den Inhalt des Schriftstücks geprüft. „Ich verleihe nicht, Karren, ich werde nicht flug dar- aus, denn meine Gedanken laugen mit im Kopfe herum, als wäre ich när- risch? Da, lies du doch einmal!“ Ein Herr von Wittenberg, Wittweiser a. D., vermacht mir in seinem Testa- ment zwanzigtausend Thaler, weil ich ihm das Leben gerettet und ein treuer Kämpfer für die gute Sache wäre. In Berlin ist dieser Herr vor acht Tagen gestorben.“

Karren las und las immer wieder. Dann fiel sie ihrem Bräutigam um den Hals und weinte und schluchzte, daß ihr die hellen Freudenthränen nur so über die schmal geordneten Wangen perlen.

„Jens, Jens, es gibt noch einen Vater im Himmel! Ihr bracht nicht fort von hier, Jens, wir sind ja jetzt reiche Leute!“

Ja, der verwundete Offizier, denn der seine Nothlage gehörig auszunute und mit ihm ein Spiel trieb, wie das Raube mit der Maus, die sie als sichere Beute betrachtete.

Von dem getriebenen Offizier hörte man nichts mehr. Man mußte anneh- men, daß er, nachdem er infolge sei- ner Verwundung verabschiedet, in sei- ner Heimath gestorben sei.

Der Friede war geschlossen; die schleswig-holsteinische Armee ergriffte nicht mehr, und die Hoffnung auf den schönen Morgen, der da einst ta- gen sollte, lebte nur noch in den Ge- müthern der Gläubigen, die ihr Ge- sell nicht an den Rand der Ver- zweiflung getrieben. Zu diesen zählte auch der Lehrer Hansen, der ohne lange Erklärung, wie der alte Holm es einst prophezeit, seines Amtes ent- schied worden war und nun bittere Noth litt. Vielen, vielen Beamten war es ähnlich wie ihm ergangen, auch dem Pastor des Kirchspiels. Ein Theil suchte im großen Deutschland sein Brot, die Mehrzahl aber schlug sich kümmerlich durch auf dem heim- lichen Boden.

Lehrer Hansen gab Klavierunter- richt und Privatstunden, hat Schrei- berdienste, arbeitete während der Ernte wie ein Tagelöhner und schaute sich vor seiner Handlung. Karren oder half mit Nähen und Sticken, Weben, Spinnen und Stricken fleißig dazu verdienen. — Der Hochzeitstag war jetzt in die nebelzarte Ferne gerückt. Draußen in der Waldmühle fanden regelmäßige Versammlungen der hof- fenden Patrioten statt, an Sonntag- abenden gewöhnlich. Da hielt denn Hansen begeisterte Reden und sprach den Bedrängten immer wieder Muth zu. Die Wesen des schleswig-hol- stein-Riedes lönten als ein erhebender Hoffungsang in aller Ohren und Herzen. Und alle glaubten:

„Gott ist stark auch in den Schwachen, Wenn sie gläubig ihm vertrau;“ „Wage nimmer, und dein Nachen Wird trotz Sturm den Hafen schau!“ Schleswig-Holstein Hammerverband! Gurre aus, mein Vaterland!“

Jens war heute auch dabei gewesen und hatte mit eingestimmt in diesen Song, trotzdem das Herz ihm so schwer und die Macht der Bergweis- lung ihm fast ganz überunden hatte. Schon in den nächsten Tagen sollte sein Scaadalf besiegelt sein. Er hatte Konturs angemeldet, und Mitte der Woche würde der Hof seiner Väter, die freie Stätte, die ihm wie jenen ein Heiligthum gewesen, bei der Substa- tion in des Wucherers Abraham Leoh Hände fallen.

„Was wollte er thun? Ein Gebicht machen? Gewiß, ein Sonnet auf den reizenden, rothen Mund, der halb geöffnet, eine wahre Blume, seinen verzehrenden Blicken entgegen- geschautete. Vier Zeilen auf ein schönes Lippenpaar — kann es einen köstlicheren Gegenstand, ein herr- licheres Gebicht geben? Mit holdem Lächeln, mit Kopfen- dem Herzen sah Louise, wie in dem anbrechenden Dunkel hurtig die Fin- ger des jungen Mannes über das Papier gleiten. Schneller schrieb er, schneller ... mit vollem Schwunge über ihn der Genius gekommen. Plötzlich hielt er inne, und bedäch- tlich den Bleistift an die Nase legend, frag er: „Wieviel Wein trinkt Du wohl täglich, mein Herz?“

„Die arme Louise wurde abwech- selnd roth und blaß; endlich flatterte sie: „Ich weiß nicht genau ... eine halbe Flasche glaub' ich.“

„Eine halbe Flasche,“ wiederholte der Statistiker und ließ abermals eine Weile lang den Bleistift über das Papier gleiten. „Abdank sagte er, sich mit ernster Miene zu dem Engel seiner Träume wendend: „Mein liebes Kind, sollte es Dich nicht interessieren, zu erfahren, was Alles in den siebzehn Jahren Deines Daseins durch Dein süßes Rosen- mündchen hindurch spazirt ist? Ich habe hier eine Tabelle aufgestellt ...“

Eine heftige Bewegung Louise's unterbrach ihn. „Du bist überascht, natürlich! Ja, die Statistik ist eine wunderbare Wis- senschaft! Aber nachdem Du von dieser Aufstellung hier Kenntniß genom- men, wirst Du noch viel mehr er- staunt sein, — denn Du siehst hier, was Alles im Laufe der Jahre nöthig war, um Deine holden Reize zur Ent- faltung zu bringen ...“

„O Geliebter,“ seufzte kläglich das Mädchen. „Seit siebzehn Jahren,“ fuhr uner- bittlich der junge Mann fort, „hast Du nach der wahrscheinlichen Durch- schnittsrechnung verzehrt: Ochsen oder Rind 5, Hammel oder Schafe 12, Pferd 1/4, Hühner 237, Gänse 27, Puten 80, allerlei kleine Vögel 824, Seefische 75, Süßwasserfische 287, Eier 3120, Winterhülfsfrüchte 287 Büschel, Sommerhülfsfrüchte 502 Büschel, Obst 603 Körbe, Hasen, Kan- ninden 123, dierisches Wild 89, Mehl in Brot 29 Säde, Mehl in Kuchen 11 Säde, Wein 11 Stüde, Bier 200 Maßchen, Wasser 55 Hektoliter, Rüb- 69 Flaschen ...“

„Genug, mein Herr, genug!“ unter- brach die entrüstete Braut den eifri- gen Statistiker. „Wie? Du bist mir böse?“ fragte dieser betäubt. Eine Antwort erhielt er gar nicht, andern Tages aber in aller Frühe von dem Vater seiner Verlobten folgenden Brief:

„Gehet Herr! Eine plötzliche Er- krankung unserer Tochter zwingt uns, sofort in einen Kurort abzureisen. Mit Bedauern sehen wir uns deshalb genöthigt, die sonst so angenehmen Beziehungen zu ihrer werthen Person abzubrechen. Empfangen Sie die Ver- sicherung achtungsvoller Freundschaft von Seiten eines aufrichtigen Vaters etc. etc.“

Louises Bräutigam hat bis auf den heutigen Tag die wahre Ursache sei- ner Abdanung nicht begriffen. Er glaubt an einen bedrüglichen Neben- buher und arbeitet an einer statisti- schen Zusammenstellung der aufgebo- denen Verlobnisse.

Vererbt.

In dieser war der berühmte Dpern- fänger Luigl Lablache nicht weniger groß als in seinem Talent. Als er einmal in seiner Vaterstadt Neapel gastirte, wurde er eines Vormittags zum König (Ferdinand II.) beschie- den. Das geschah öfters, sobald sich Lablache in Neapel aufhielt, denn der König lachte gern über die drohigen Einfälle und die unerhörlich guten Comedien des Künstlers. An jenem Tage mußte Lablache mit mehreren Her- ren vom Hofe eine Zeilung im Vor- derzimmer warten. Da er alle kannte und allen bekannt war, so ersuchte er die Anwesenden, daß sie ihm wegen rheumatischer Schmerzen erlaubten, den Hut aufzubehalten. Plötzlich er- schien ein Kammerdiener und meldete, der König wünsche sofort Herrn Lab- lache zu sprechen. Dieser dachte in der Eile nicht daran, daß er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, und nahm den ersten besten Hut, den er stehen sah, in die Hand. So trat er in das Kabinett des Königs, der natürlich laut aufschrie, als er Lablache er- blickte. Dieser wurde dadurch ver- blüfft und fragte endlich, was Seine Majestät so sehr zum Lachen reizte. „Sagen Sie mir, lieber Lablache,“ antwortete der König, „welcher von beiden Hüten ist der Ihre, der, wel- cher Sie auf dem Kopfe haben, oder der, welchen Sie in der Hand haben?“ — „Verdammt!“ brummte Lablache in komischer Zerknirschung vor sich hin, nachdem er bemerkt hatte, wel- cher Streich ihm wieder einmal von seiner Zerknirschung gespielt worden war; dann sagte er laut: „Majestät, für einen, der seinen Kopf verloren hat, sind allerdings zwei Hüte doppelt zu viel.“ Ueber diese Entschuldigung lachte der König von neuem.

Gefunden.

Ein Lehrer hat mit seinen Schul- kindern den Gottesacker des Dorfes besichtigt und in der im Klassenim- mer nachfolgenden Besprechung fest- stellen lassen, daß die Grabsteine auf der Vorderseite meist nur den Namen und den Stand des Verstorbenen an- geben, während die Rückseite des Steines mit Besehrprüden oder Lie- derversehen versehen ist. Um das Ge- fundene zum bleibenden Eigentum aller Kinder zu machen, gibt er dem ersten Knaben die Weisung: „Karl, du schreib den Sag an die Wandtafel.“ Carl: Der Vapen (zum Abwi- chen der Tafel) ist nicht da.“

Lehrer: „Dann setze Dich wieder. Er wird sich schon wiederfinden. Wir aber wollen fortfahren und Inschrift und Verspruch eines Grabsteines auf die Hinterseite schreiben. Wie werdet ihr a. B. auf die Vorderseite des Steines schreiben, der sich einmal über meinem Grabe erheben wird?“

Allgemeines Schweigen und verleg- nes Lächeln. Lehrer: „Nun? Friß, Du? Na, das freut mich, daß Du Dich meldest. Nun, wie würdest Du schreiben?“

Friß: „Sie lebt da Vapen!“

„Variatio delecta“.



„Du bist überascht, natürlich! Ja, die Statistik ist eine wunderbare Wis- senschaft! Aber nachdem Du von dieser Aufstellung hier Kenntniß genom- men, wirst Du noch viel mehr er- staunt sein, — denn Du siehst hier, was Alles im Laufe der Jahre nöthig war, um Deine holden Reize zur Ent- faltung zu bringen ...“

„O Geliebter,“ seufzte kläglich das Mädchen. „Seit siebzehn Jahren,“ fuhr uner- bittlich der junge Mann fort, „hast Du nach der wahrscheinlichen Durch- schnittsrechnung verzehrt: Ochsen oder Rind 5, Hammel oder Schafe 12, Pferd 1/4, Hühner 237, Gänse 27, Puten 80, allerlei kleine Vögel 824, Seefische 75, Süßwasserfische 287, Eier 3120, Winterhülfsfrüchte 287 Büschel, Sommerhülfsfrüchte 502 Büschel, Obst 603 Körbe, Hasen, Kan- ninden 123, dierisches Wild 89, Mehl in Brot 29 Säde, Mehl in Kuchen 11 Säde, Wein 11 Stüde, Bier 200 Maßchen, Wasser 55 Hektoliter, Rüb- 69 Flaschen ...“

„Genug, mein Herr, genug!“ unter- brach die entrüstete Braut den eifri- gen Statistiker. „Wie? Du bist mir böse?“ fragte dieser betäubt. Eine Antwort erhielt er gar nicht, andern Tages aber in aller Frühe von dem Vater seiner Verlobten folgenden Brief:

„Gehet Herr! Eine plötzliche Er- krankung unserer Tochter zwingt uns, sofort in einen Kurort abzureisen. Mit Bedauern sehen wir uns deshalb genöthigt, die sonst so angenehmen Beziehungen zu ihrer werthen Person abzubrechen. Empfangen Sie die Ver- sicherung achtungsvoller Freundschaft von Seiten eines aufrichtigen Vaters etc. etc.“

Louises Bräutigam hat bis auf den heutigen Tag die wahre Ursache sei- ner Abdanung nicht begriffen. Er glaubt an einen bedrüglichen Neben- buher und arbeitet an einer statisti- schen Zusammenstellung der aufgebo- denen Verlobnisse.

In dieser war der berühmte Dpern- fänger Luigl Lablache nicht weniger groß als in seinem Talent. Als er einmal in seiner Vaterstadt Neapel gastirte, wurde er eines Vormittags zum König (Ferdinand II.) beschie- den. Das geschah öfters, sobald sich Lablache in Neapel aufhielt, denn der König lachte gern über die drohigen Einfälle und die unerhörlich guten Comedien des Künstlers. An jenem Tage mußte Lablache mit mehreren Her- ren vom Hofe eine Zeilung im Vor- derzimmer warten. Da er alle kannte und allen bekannt war, so ersuchte er die Anwesenden, daß sie ihm wegen rheumatischer Schmerzen erlaubten, den Hut aufzubehalten. Plötzlich er- schien ein Kammerdiener und meldete, der König wünsche sofort Herrn Lab- lache zu sprechen. Dieser dachte in der Eile nicht daran, daß er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, und nahm den ersten besten Hut, den er stehen sah, in die Hand. So trat er in das Kabinett des Königs, der natürlich laut aufschrie, als er Lablache er- blickte. Dieser wurde dadurch ver- blüfft und fragte endlich, was Seine Majestät so sehr zum Lachen reizte. „Sagen Sie mir, lieber Lablache,“ antwortete der König, „welcher von beiden Hüten ist der Ihre, der, wel- cher Sie auf dem Kopfe haben, oder der, welchen Sie in der Hand haben?“ — „Verdammt!“ brummte Lablache in komischer Zerknirschung vor sich hin, nachdem er bemerkt hatte, wel- cher Streich ihm wieder einmal von seiner Zerknirschung gespielt worden war; dann sagte er laut: „Majestät, für einen, der seinen Kopf verloren hat, sind allerdings zwei Hüte doppelt zu viel.“ Ueber diese Entschuldigung lachte der König von neuem.

Gut gemeint.



„Keine Angst, keine Angst! Ich hab' ihn schon.“